



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reichsspiegel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Reichs Spiegel

Rückwärts oder vorwärts?

Aus dem Elsaß wird uns geschrieben: Nochmals Zabern! Nun, die folgenden Erörterungen gelten jenen sonst genugsam verhandelten Vorgängen nur insofern, als sie sich besonders geeignet zeigen, vorhandene Schäden aufzudecken und für die Zukunft heilsame Lehren zu bieten. Das ist das Gute an dieser leidigen Geschichte, daß sie zu ernster Selbstbestimmung mahnt, den Krieger wie den Beamten und Bürger, altdeutsche wie alteingesessene Bevölkerung. In diesem Sinne wird man sich ihrer gewiß noch oftmals zu erinnern haben, und so rechtfertigen sich auch diese Zeilen eines Eingewanderten, den eine mehr als dreißigjährige Wirksamkeit im Elsaß mit Land und Leuten vertraut gemacht hat.

Manchem, der hier eine neue Heimat sucht, mag die Pflicht schwer fallen, sich einzuleben, und um so schwerer, je mehr sich Denk- und Lebensweise seiner Landsleute von der hiesigen unterscheiden; er muß sich aber wenigstens bemühen, Verständnis zu gewinnen und gewisse Schroffheiten, die jede Landschaft ausbildet, abzutun. Andererseits soll man dem Fremdling, der sich redlich sein Heimatrecht zu erwerben strebt, auch die Erde nicht mißgönnen und seinen guten Daseinsformen die Berechtigung absprechen. Wir sollen nicht nur Duldung gegeneinander üben, wir können auch viel voneinander lernen.

Wir leben hier in einem Lande mit vorwiegend demokratischer Einwohnererschaft. Das bezieht sich nicht sowohl auf das vielfach noch recht unklar umherfahrende politische Urteil, als vielmehr auf langgehegte, wohlbewährte gesellschaftliche Anschauung, die in Beruf und Verkehr die Stände einander nähert und alle Kreise der Bevölkerung mit dem gleichmäßigen Gefühl engerer Zusammengehörigkeit erfüllt, mit dem trotz mannigfacher landschaftlich bedingter Eigentümlichkeiten doch entschieden ausgeprägten Bewußtsein eines gemeinsamen, in alter Vergangenheit wurzelnden Volkstums, dessen deutscher Kern durch allen Überstrich französischer Bildung und Sprache immer wieder hervorscheint. Sie begünstigt auch das heilsame Aufsteigen strebsamer Elemente aus den gesunden

Schichten des Bürgertums und der Landwirtschaft in die akademisch gebildeten Berufsclassen und so auch in die höhere Beamtenwelt. Wer von drüben her ins Land kommt, hat solche Gefühle zu achten und muß sich an solche Verhältnisse gewöhnen, mag man daheim vielleicht mit anderem Maße messen und in bevorzugten Kreisen eifersüchtig den Bestand zu wahren trachten.

Solche Anpassung muß nun freilich derjenigen Gesellschaftsklasse am schwersten fallen, deren Angehörige bei einheitlich und scharf ausgeprägtem Standesbewußtsein im Lande oft schnell wechselnd ein- und ausziehen und, je höher gestellt, um so weniger Zeit und Gelegenheit finden, echtes Volkstum in seinen freien Regungen zu erfassen und des Landes guten Brauch zu würdigen. Selbst unsere schönsten Romane reichen hier nicht aus, das nötige Verständnis zu erwecken, und der Mangel an solchem trägt einen Teil der Schuld, wenn im kritischen Falle zwischen Befehlshaber und Zivilbehörde die rechte Fühlung ausbleibt. Und so vermag sich dort auch nicht das rechte Gefühl dafür zu entwickeln, wie man solchem Volkstum bei seiner Aufgabe, in unsere militärischen Verhältnisse hineinzuwachsen, zu begegnen hat, wie viel man ihm zumuten darf, wie weit man seine empfindlichen Seiten mit weiser Rücksicht und Zurückhaltung schonen soll. So verletzt man es leichter als gedacht, und man verletzt es doppelt und dreifach, wenn man ihm da, wo es sich mit Recht empfindlich gekränkt fühlt, die Genugthuung verweigert, und zwar nicht etwa bloß, weil ein doch wenig maßgebendes Heftblatt sie in unverschämtem Tone forderte, sondern auch deswegen, weil man einer solchen Forderung grundsätzlich die Berechtigung abspricht. Mehr Fühlung mit der Gesamtheit unseres öffentlichen Lebens! Das erheischt von der in vielem sonst musterhaften Selbstzucht und Hingabe unserer Offiziere nicht bloß das Wohl unseres kleinen Landes, das erheischt das Heil des Reiches und der ganze vielgestaltige Geist unserer Zeit.

Auch hier ist ein tapferes Vorwärts! am Platze und eine zeitgemäße Jugendbildung unumgängliche Voraussetzung. Bürgerkunde in Verbindung mit einem ausgiebigen, bis zur Gegenwart reichenden Geschichtsunterricht ist gegenwärtig für alle höheren Lehranstalten ein dringendes Bedürfnis und für die Kadettenschulen um so mehr, als ja in ihnen, schon mangels einer vertraueren Berührung mit der Jugend anderer Gesellschaftsstufen und Berufsclassen, ohne Zweifel einseitiger Militärgeist eine seiner kräftigsten Wurzeln hat.

Solch zeitgemäße Schulung würde auch den Blick heilsam schärfen für die mannigfaltigen Unterschiede und Abstufungen innerhalb der großen Gesamtheit, die man vom exklusiven Standpunkt aus kurzweg als das Zivil zusammenfaßt und in erregten Augenblicken wohl als einförmige Masse zu behandeln Gefahr läuft; sie würde leichter vor der Mißdeutung bewahren, die in dem frechen Gebaren eines rohen Straßenmobs den Aufruhr einer ganzen Stadtbevölkerung erblickt und demgemäß verfahren zu dürfen oder gar zu müssen glaubt.

Und doch, auch ohne Hinweis auf eine schier vergessene und veraltete Kabinettsorder, mit der ein schlichtes Rechtsbewußtsein doch nichts anzufangen

weiß und die einen Tatbestand voraussetzt, der hier nicht nachzuweisen war, wird eine unparteiische Beurteilung jener Zaberner Vorgänge zu dem Ergebnis gelangen müssen, daß militärisches Einschreiten geboten war. Man kann doch nicht verkennen, daß durch das frech herausfordernde Betragen des Straßenvöbels eine auf die Dauer unerträgliche Lage geschaffen und doch nicht deshalb weiter zu dulden war, weil der erste Anstoß von militärischer Seite erfolgt ist. Hier ist ein fester Tatbestand. Der Widerspruch der Zeugen im Prozeß erklärt sich im Grunde doch daraus, daß Bejahung und Verneinung sich auf zwei verschiedene, bei der Prozeßleitung nicht klar auseinander gehaltene Dinge bezogen: eine wirklich bedenkliche Störung der allgemeinen Ruhe, geschweige denn eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit hat schwerlich stattgefunden, wohl aber eine fortgesetzte arge Belästigung und sogar Bedrohung einzelner Offiziere, und zwar in ihrer Eigenschaft als Angehörige des Heeres, auf ihrem Gange zu und von ihrem Berufsdienst, ja selbst auf dem Marsche, und daraus erwuchs für sie und ihren Vorgesetzten das Recht und auch die Pflicht zur Selbsthilfe, zur Notwehr, deren Grenzen für die Angehörigen des Heeres, sobald der Angriff ihrem Berufscharakter gilt, auch weiter gezogen sind und sein müssen, als für den Privatmann. Man vergleiche die fachwissenschaftliche Erörterung dieser Frage und den Hinweis auf das Recht der sogenannten „Anstaltspolizei“ in Nr. 3 dieses Jahrganges der Grenzboten. Will man aber der Volksseele das Recht gewahrt wissen, überzukochen und oft recht geräuschvoll überzukochen, so sollte man es dem Soldatengemüte nicht absprechen, zumal es sich unzweifelhaft herausgestellt hat, daß dieses hier nicht zum ersten Male, sondern in langjähriger Wiederholung und ohne selbstverschuldeten Anlaß auf schwere Proben gestellt worden ist. Es hat auch in diesem Falle an sich gehalten, bis die Unzulänglichkeit der von der staatlichen und städtischen Behörde angeordneten Schutzmaßregeln die Lage auch für die Zukunft bedenklich zu gestalten drohte und Dienst und Ansehen zugleich auf längere Zeit hinaus gefährdet schienen. Gewalt war hier gutes Recht. Was aber auch die Bestgesinnten in Erregung brachte und Eingewanderte und Eingeborene zu einem weit durchs ganze Reich widerhallenden Protest vereinigte, das war die wohl begreifliche, aber bellagenswerte Anwendung der Gewalt, die auch über jene weitere Grenze noch hinausgriff, indem sie Freiheit und Sicherheit ganz unbeteiligter Personen bedrohte. Vor einer solchen Überschreitung muß der rechtliche Mann hier und überall für immer geschützt werden.

Mehr als solche Überschreitungen aber kann doch auch die vollkommenste Gesetzgebung nicht hindern; die Möglichkeit peinlicher Zusammenstöße wird fortbestehen, solange die inneren Ursachen weiterwirken, aus denen auch das Zaberner Ereignis hervorgegangen ist. Sie liegen doch auch zahlreich aufseiten unserer Bevölkerung.

Das elsässische Volk ist durch Beleidigung und Verweigerung gebührender Genugthuung gereizt worden, und diese Stimmung ist in Zabern durch einen

Pöbelhaufen in ungebührlicher Weise zum Ausdruck gekommen; die Beschränkung auf den Ort selbst zeigt schon zur Genüge, daß auch diese rohen Ausbrüche nur dem einzelnen Heeresteile galten, von dem jene Beleidigung ausgegangen war. Wer hier von einer feindseligen Gesinnung der Bevölkerung gegen Heer und Reich zu reden sich vermißt, verkennt durchaus den soldatenfrohen Sinn des Elsässers und die bisherige, im ganzen doch brav deutsche Haltung des Zaberner Kreises; er könnte sich auch leicht durch Offiziere und Mannschaften unseres Armeekorps aus ihren Manövererfahrungen eines Besseren belehren lassen. (Man lese vor allem die Ausführungen im Dezemberheft 1913 der Elsaß-Lothringischen Kulturfragen.) Aber freilich — fremdartig steht der Offizier noch immer da, und die Schuld liegt doch nicht bloß bei ihm, sie liegt auch darin, daß die einheimischen höheren Gesellschaftskreise, auch die sonst gut gesinnten, sich immer noch scheuen, ihre Söhne dem deutschen Offizierskorps zuzuführen und dieses damit enger mit dem Leben der Bevölkerung zu verbinden; in unseren Regimentern bildet der elsässische Offizier die Ausnahme, während er im französischen Heere auch jetzt noch häufiger anzutreffen ist. Und wie verhältnismäßig selten entschließt sich ein elsässisches Mädchen zur Heirat mit einem deutschen Offizier, und auch dann wohl unter mancherlei Anfechtungen von seiten seiner Umgebung. Davon würde man auch in Zabern zu erzählen wissen. Zum Teil erklärt sich diese dem Lande sehr wenig zuträgliche Zurückhaltung ja daraus, daß der in unserem Heere nun doch einmal ausgebildete Kastengeist der Sinnesart und Lebensweise des Elsässers entschieden widerstrebt; sie hat aber andernteils ihren Grund auch darin, daß man sich inmitten seiner lieben Landsleute vor einem Schritte scheut, der wie kein anderer den Anschluß an die deutsche Sache bekundet und offen zur Schau trägt. Es gehört viel Mut dazu, denn man wagt Freundschaft und Ansehen. Solange es uns nicht gelungen ist, die große Mehrheit der Bevölkerung nicht nur mit dem praktischen Verstande, sondern auch mit vollem Gemüte zu uns herüberzuziehen, wird diese Zurückhaltung andauern, wird es auch mancher Gutgesinnte, manch einzelner, der schon im Herzen unser ist, nicht über sich gewinnen, durch ein offenes Bekenntnis sich aus dem alten, vertrauten Verbände seiner Landsgenossen herauszulösen.

Ein solches Bekenntnis wird ihm nun freilich durch die Zaberner Vorgänge gewiß nicht leichter gemacht; aber es ist auch längst noch nicht alles verdorben. Wir werden unverdrossen weiter schaffen am Werke der Versöhnung, und wir tun es im geschlossenen und durch jene Vorgänge nur noch gefestigteren Vereine mit einer tapferen Minderheit altelsässischer Männer, denen hier doch das stärkende Bewußtsein erwachsen ist, daß im kritischen Falle sich Reich und Reichstag in überwiegender Mehrzahl mit ihnen verbunden fühlen. Gewiß, es war ein schwerer Schlag! Aber gegen Schläge oder wenigstens gegen ihre Wiederholung vermag man sich zu schützen. Wo aber ist der Schutz gegen fortgesetzte Nadelstiche und gegen schleichendes Gift? Wer und was wahrt jenes Werk der Versöhnung vor all den offen und verborgen wirkenden Angriffen in Schrift

und Bild und Rede, die die Gemüter in fortgesetzter Gärung zu erhalten suchen, immer wieder alles, was deutsch ist und worauf deutsche Kraft beruht, mit Haß und Hohn verfolgen, immer wieder das leicht erregbare Mißtrauen wecken und die Volksseele dem Siedepunkt nahe halten? Hier darf man nicht mit Nachsicht dulden; denn sie wissen gar wohl, was sie tun. Und leider finden sie auch noch in Eingewanderten erwünschte Helfershelfer; jene öfters wiederholten pöbelhaften Ausschreitungen in Zabern verdanken wir einer von drüben importierten Demokratenpresse, die mit den übelsten Instinkten der Volkshefe rechnet. Als unsere Landesregierung beim Bundesrat sich um besondere Vollmacht bemühte, wenigstens gegen die schlimmsten Machenschaften eines dreisten Franzosentums im Reichsland mit entsprechenden Maßregeln vorzugehen, haben sich die beiden Kammern des Landtags gegen jedes Ausnahmegesetz mit der Erklärung gestemmt, daß das elsäß-lothringische Volk schon in sich selbst die Kraft besitze, solches Treiben zu überwinden. Nun, es ist Zeit, dies Wort einzulösen. Denn hier droht eine ungleich größere Gefahr, als in dem weit über das Maß hinaus verschrienen Militarismus.

Die Größe der Gefahr liegt darin, daß die an sich geringe Minderheit, die solche feindseligen Gesinnungen hegt und planmäßig zu verbreiten sucht, ihre einflußreichsten Vertreter in der ultramontanen Geistlichkeit des Landes hat und mit der stärksten unserer politischen Parteien durch unzerreißbare Fäden verknüpft ist; bezeichnend ist allein schon der Umstand, daß bei dem berücktigten Nationalistenstandal des vorigen Jahres die Klerikale Partei unter dem Zwang der öffentlichen Meinung wohl die Heßreden Wetterlés verworfen, den Mann aber nicht fallen ließ. So vermochte sich denn auch mit Rücksicht auf diese Partei die bischöfliche Behörde zu Straßburg nur zu einem matten Verweise aufzuraffen, und in Lothringen erfreut sich ein Heßblatt gehässigster Sorte kirchenfürstlicher Gunst. Das gibt um so mehr zu denken, als beide Bischöfe des Reichslandes altdeutscher Herkunft sind. Und diese Partei selbst, der man es glauben mag, daß es ihr mit der Anerkennung der durch den Frankfurter Frieden geschaffenen Verhältnisse Ernst ist, bekundet doch unausgesetzt den Charakter der *ecclesia militans* in einer die Ruhe des Landes schwer bedrohenden Kampfweise. Das hat vor allem der Elsäß-Lothringische Lehrerverein für seinen mannhafte Anschluß an den Allgemeinen Deutschen Lehrerverein empfinden müssen; was für gehässige Angriffe auf Ehre und Sicherheit haben katholische Mitglieder dieses Vereins zu ertragen gehabt, weil sie den Mut hatten, zu bekunden, daß gut katholisches Christentum und deutsches Vaterlandsgefühl auch hierzulande sich verbinden lassen! Dieser Anschluß war eine vaterländische Tat, und eben der Haß, mit der sie Klerikalerseits verfolgt wird, kann jedem Unbefangenen die Augen dafür öffnen, was das nationale Einigungswerk von dieser Partei zu hoffen hat. Nein, sie will in ihrer Mehrzahl nicht die Rückkehr zu Frankreich, aber sie will Unterwerfung unter ihre Macht. So ist sie unzufrieden und nährt die Unzufriedenheit, weil diese ihr bester Bundesgenosse

ist. Kein Entgegenkommen wird ihre Begehrlichkeit sättigen und keine Regierung wird hier in Frieden mit ihr leben können, bis sie nicht selbst das Heft in festen Händen hält. Was also wird man unter solchen Umständen von der verheißenen Selbsthilfe des elsäß-lothringischen Volkes zu erwarten haben? Es gilt die Probe, wenn erst mal die neue Landesregierung ihre Plätze voll besetzt haben wird. Vor der Hand beobachten die Hezer im Lande eine vorsichtig abwartende Haltung; gegen altdeutsche Störenfriede aber hat sich jüngst auf eine aus der Mitte der Zentrumsfraktion unseres Landtages hervorgegangene Anregung eine Liga zur Verteidigung Elsäß-Lothringens gebildet, der auch Eingewanderte von hohem Ansehen beigetreten sind. Es wird sich noch erst zeigen müssen, welcher Geist hier vorherrscht; der rechte Geist des Friedens wird es nur dann sein, wenn er mit gleichem Nachdruck auch den Feind im eigenen Lande zu bekämpfen sich anschickt; denn dieser ist doch noch der schlimmere und hat den anderen erst auf den Kampfplatz gerufen. Soll es nicht rückwärts gehen mit der inneren Ruhe und Wohlfahrt des Landes, so muß entschlossen gehandelt werden, und es gilt, die Augen offen zu halten. Nicht allein lärmende Vorgänge mahnen zur Abhilfe. Wer stilles Werden aufmerksam beobachtet, dem gibt noch manches zur Besorgnis Anlaß. Auf der Jugend beruht die Zukunft des Landes; das weiß niemand besser zu würdigen und folgerichtiger zu verwerten, als der Klerikalismus. Daher vor allem sein erbitterter Kampf gegen den elsäß-lothringischen Lehrerverein. Was ist getan worden, um unsere tapferen Volksschullehrer in diesem Kampfe, in des Reiches wichtigster Angelegenheit zu schützen und zu fördern? Und sieht man nicht oder will man nicht sehen, wie langsam, aber sicher Klerikaler Geist mit seinem unvermeidlich nationalistischen Einschlag in unser höheres Schulwesen sich einschleibt? Man vergleiche nur einmal aufmerksam die leztjährigen Listen der akademisch gebildeten Lehrer des Reichslandes mit solchen alter Jahrgänge, und man wird die Gefahr einer sicher fortschreitenden Klerikalisierung unserer Oberlehrerschaft nicht verkennen.

Wir wollen an unserer Spitze nicht Männer der harten Faust, aber wir brauchen einsichtsvolle, starke, unerschrockene Männer, und wir brauchen deutsche Männer, deutsch in Gesinnung und in Sprache. Volk und Volksvertretung aber sollen zeigen, daß sie solche Männer zu schätzen wissen. Das erfordert freilich auch auf dieser Seite Selbstbestimmung und Selbstzucht. Man kann doch nicht verkennen, daß das im Eingang geschilderte „demokratische“ Gefühl engerer Zusammengehörigkeit innerhalb unserer altelsäßischen Bevölkerung sich auch in Wirkungen äußert, die das so dringend notwendige Einvernehmen zwischen Volk und Regierung erschweren. Es ist ein ungemein empfindsamer, reizbarer Organismus, der, wo auch immer mal ein Druck, ein Schlag, ein Stich ihn trifft, sogleich an allen Gliedern schmerzlich zusammenzuckt. Das hat im Zaberner Fall seine Berechtigung gehabt und der ganze deutsche Reichskörper hat mitgezuckt; aber solche Zuckungen haben sich auch da bemerkbar gemacht,

wo maßvolles Ansißhalten besser am Platze gewesen wäre, und Mißtrauen und Empfindlichkeit haben sich in Presse und Parlament auch seitens deutschgesinnter Elsässer in Ausbrüchen bekundet, die selbst den aufrichtigsten Versöhnungsgeist inmitten der Eingewanderten stutzig machten und den rechtsrheinischen Feinden unseres Friedenswerkes und unserer Verfassung immer aufs neue wieder das Wasser auf die Mühlen treiben. Die lautesten Schreier werden eben doch am weitesten gehört, und manchem jenseits des Rheines, dem der ruhige Gang der Dinge nicht vernehmbar wird, horcht auf, wenn so ein gellender Mißklang zu ihm herüberdringt, und er zieht daraus seine allgemeinen Schlüsse.

Mit solcher Reizbarkeit, zu der sich vielfach auch, wie überall im bürgerlichen Leben, und hier auf beide Hälften der Bevölkerung wohl gleich verteilt, noch das robustere Einverständnis mit dem allzeit regen, von gesunder, heilsamer Kritik weit abliegenden Mörglergeiste des Philistertums gesellt, erschwert man unserer Regierung ihre an sich schon ungewöhnlich schwierige und verwickelte Aufgabe, und so fanden sich denn auch ihre nunmehr scheidenden Vertreter häufig in eine unsichere Haltung gedrängt, die schließlich nach allen Seiten Angriffspunkte bot. Möchte mit dem Einzug unserer neuen Landesbehörden auch in dieser Hinsicht eine neue Zeit anheben!

Es gilt, nun doch erst einmal ruhig abzuwarten — und ruhig sich zu bescheiden. Es muß manches anders und besser werden; wir erhoffen und verlangen solche Besserung. Sie muß erstrebt werden im Rahmen unserer Landesverfassung. Aber stören wir die Ruhe nicht noch mehr, indem wir auch an dieser Verfassung schon wieder zu rütteln suchen! Je weiter hier die Forderungen über das gegebene Maß noch hinausgehen, um so weniger wird es der großen Mehrzahl staatsershaltender Elemente unter den Eingewanderten möglich sein, mit ihren neuen Landsgenossen eines Weges zu wandern. Mag immerhin die staatsrechtliche Stellung unseres Landes innerhalb des Reiches das Selbständigkeitsgefühl nicht ganz befriedigen und mag die volle Autonomie ein Ziel sein, das wir nicht aus den Augen zu verlieren haben; vor der Hand hat sich doch noch keine Lösung dargeboten, die uns ein höheres und weiteres Maß von Zufriedenheit zu gewährleisten vermöchte: weder Eingliederung in einen anderen Bundesstaat, für diesen zweifelsohne dann auch eine sehr bedenkliche Errungenschaft, noch eine selbständige Monarchie, sei es unter einem protestantischen, sei es unter einem klerikal gesinnten Fürstenhaus — denn nur ein solches würde unsere herrschende Priesterklasse als ein katholisches gelten lassen — könnte mehr als einen Bruchteil der Bevölkerung befriedigen, und die von unserem elsässischen Demokratentum, auch dem protestantischen, zugleich mit Klerikalen und Sozialisten herbeigewünschte Republik, zum Glück eine Unmöglichkeit, solange unser deutsches Reich selbst in monarchischer Form weiterleben wird, würde bei dem ungeheuren Einfluß unserer Geistlichkeit auf die Massen nichts anderes bedeuten, als eine Priesterherrschaft. Man rufe dann auch noch die Jesuiten, und wir sind fertig! Und eben der Hinblick auf jene unselbständige Gefügigkeit der Massen hat doch

manchem sonst fortschrittlich gesinnten Freund des Landes die Besorgnis erweckt, ob das verliehene Maß von Wahlrecht nicht schon über die Grenze des Ersprießlichen hinausreicht. Aber dieses Maß ist nun einmal gegeben. Halten wir fest, was wir haben! So wie die Umstände gegenwärtig liegen, erscheinen sie wenig geeignet, schon wieder eine Neuordnung unserer Verfassung zu empfehlen; sie könnte sonst vielleicht gar noch in rückläufigem Sinne ausfallen.

Wir wollen nicht rückwärts, sondern vorwärts, aber vorwärts mit ruhiger Besonnenheit, mit Maß und Zucht.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichte

Carl Enders: Friedrich Schlegel, Die Quellen seines Wesens und Werdens. Leipzig 1913, G. Hoesfel. XVI, 408 S. Preis 7,50 Mark, gebunden 9,50 Mark.

Das umfangreiche Buch will nicht eine Biographie des romantischen Führers sein, sondern bedeutet die Vorarbeit zu einer Darstellung seines inneren Wachstums. Bis zur endgültigen Vollenendung der „Lucinde“, des mit krassem Unverständnis noch heute vielfach geschmähten Seelengemäldes, also bis zum Frühjahr 1799 soll der geistige Entwicklungsgang Schlegels ausführlich analysiert werden. Ausführlich — d. h. mit einer Überfülle von Excerpten und Belegen nicht nur aus Schlegels Werken, sondern aus der gesamten zeitgenössischen, besonders auch philosophischen Literatur, die der belehene Verfasser mit gewissenhaftem Eifer sich zunutze gemacht hat. Dadurch wird das Buch, besonders im zweiten und dritten Kapitel, zu einem eingehenden Kommentar, ja mitunter zu einer Paraphrasierung der „Lucinde“, und das schadet ihm. Die Überfülle des Materials sprengt die Form, der Verfasser wird des Stoffes nicht recht Herr, und oft gehen seine Excerpte mit ihm durch. Mühsam sucht der Leser den roten Faden, der ihm aus der Hand zu gleiten droht, und

das einigende Band, das alle Gedanken und Zitate zusammenhält, scheint mitunter verschwunden zu sein.

Auf breiter Basis baut Enders die Jugendgeschichte seines Helden auf. Die literarischen Traditionen der schriftstellerisch tätigen Familie, die moralischen, pädagogischen und ästhetischen Anschauungen des Vaters, die Freunde in Hannover und Göttingen — besonders sein Verhältnis zu Karoline Neßberg — werden bis ins einzelne geschildert; seine Naturanlage sucht Enders aus den Briefen der Studienzeit und aus der „Lucinde“ zu bestimmen, ein zweischneidiges Unternehmen, denn in jenen Jahren hatte sich doch bereits mancher Wesenszug geändert, und Schlegel selbst war unmöglich ein kompetenter Richter über seinen Grundcharakter. Als literarische und ästhetische Anreger und Beeinflusser der Jugendjahre werden der Vater, der Oheim Johann Elias Schlegel, Mendelssohn, Lessing, Kant, Winckelmann, Georg Forster, Karl Philipp Moritz, Goethe, Bürger (dieser meines Erachtens zu wenig) und Schiller gewürdigt. Erst in Leipzig begann sich dieses angelebte und angeborne Gedankendurcheinander in ihm zu klären, und hier ist es besonders die Lehre des Philosophen Hemsterhuis, die eine anhaltende Einwirkung auf ihn ausübte. In der starken Betonung dieses Einflusses scheint